

Wahrnehmung sind (S. 95). Die Wahrnehmung dieser Grundvorgänge verlebendigt die Gestaltschemata (S. 97). Das meint Weber mit „Metamorphose der Geometrie“.

Seine Gänge durch die Kunstgeschichte, zunächst die ägyptische Skulptur, dann vor allem die griechische Skulptur und Malerei, punktuell bis zum Rokoko und der Postmoderne lassen dann für mein Verständnis unklar, wie weit sich Aussagen auf die Herstellung jeweils eines einzelnen Werks oder auf Entwicklungen des Kunstschaffens insgesamt beziehen. An griechischen Skulpturen beschreibt Weber jedenfalls eine schrittweise Zunahme an Lebendigkeit. Eine plausible Erklärung kunstgeschichtlicher Abläufe oder, anders gesagt, eine Antwort auf die Frage, warum die überall gleichen genetisch bedingten Wahrnehmungsbegriffe und Ausdrucksmittel so unterschiedlich zum Tragen kommen, ergibt sich nicht. Manche Völker hätten sich zehntausende Jahre mit wenigen geometrischen Grundgestalten zufrieden gegeben, während andere „ihre Geometrie schneller und stärker verformten, um auch in der Kunst naturnähere und räumlich bewegtere Formen zu schaffen“ (S. 92). Geometrisch-symmetrische Gebilde hält Weber für ausdruckslos und lebensfremd (S. 93, so auch Raster aus gleichen Elementen, S. 78). M. E. besitzen aber Strenge, Starrheit u. ä. genauso ihren eigenen Ausdruck. Wenn Weber meint, ihre „Ausdrucksschwäche“ bliebe allenfalls „aus Gründen der Primitivität oder auch des Kultes bis zum heutigen Tag erhalten“ (S. 93), entzieht er seiner Theorie den Nutzen sowohl für das Verständnis der immensen sozio-kulturellen Bedeutung, die alle Spielarten von religiösem oder weltlichem „Kult“ in der Geschichte der Menschheit und ihrer Künste besitzen, als auch für kultur- und mentalitätsgeschichtlich begründete Stilwandlungen, die u. U. Rückgriffe auf „Primitiveres“ einschließen.

Mit Gewinn sind hingegen Analysen ägyptischer und vor allem griechischer Skulpturen zu lesen, weil in ihnen das Verständnis eines praktizierenden Bildhauers für den Ausdruck von Formen wie für den schöpferischen Akt der Verwandlung der Wahrnehmung der menschlichen Gestalt und von Gewändern in den eigenen Ausdruck eines Kunstwerks zugutekommt.

PETER H. FEIST
Berlin

Hartmut Kühne: ostensio reliquiarum. Untersuchungen über Entstehung, Ausbreitung, Gestalt und Funktion der Heilstumsweisungen im römisch-deutschen Regnum (*Arbeiten zur Kirchengeschichte*, 75); Berlin, New York: Walter de Gruyter 2000; 967 S., 35 Abb.; ISBN 3-11-016569-4, € 148, –

Mehr als alle anderen Ereignisse mobilisierten im Spätmittelalter Reliquienweisungen die Gläubigen. Mögen die konkreten Zahlen, die beispielsweise 1496 von 142.000 Pilgern an einem einzigen Tag der Aachener Heiltumsfahrt berichten, auch kaum überprüfbar sein, so sind die Pilgerscharen, die sich zu den Weisungen auf den Weg machten, allerorten in den Quellen greifbar. Für sie wurde am Zielort ein erheblicher Aufwand betrieben, der weit über die Versorgung und Unterbringung hinausging. So deckte man in Aachen rund um den Domplatz alle sieben Jahre zu den Weisungen die

Dächer ab, um aus den mit Balken zusätzlich abgestützten Häusern heraus einen besseren Blick zu ermöglichen. In Trier mußte man 1512 zur ersten, kurzfristig anberaumten Weisung des Heiligen Rocks allein im Dom 123 beharnischte „Ordner“ für täglich mehr als 100.000 Pilger einsetzen.

Die spätmittelalterlichen Heiltumsweisungen, die in regelmäßiger Form im Reichsgebiet seit dem frühen 14. Jahrhundert nachzuweisen sind, bilden das Thema der an der Theologischen Fakultät der Berlin Humboldt-Universität entstandenen protestantischen Dissertation, die – soviel sei vorneweg gesagt – aufgrund ihres Materialreichtums für jede zukünftige Auseinandersetzung mit spätmittelalterlichem Reliquienwesen und insofern auch für die kunsthistorische Forschung von Bedeutung sein wird.

Die Arbeit gliedert sich in zwei etwa gleichlange Hauptabschnitte. Im ersten werden nach Einleitung (Kap. I) und Quellen (Kap. II) die Weisungen an insgesamt 23 Orten monographisch vorgestellt (Kap. III, S. 80–511), wobei jeweils Unterkapitel der Literatur, den Quellen, sowie der Geschichte und dem Weisungsritus gewidmet sind. Den Anfang bilden die Reichsinsignien, deren wechselvolle Geschichte im 14. Jahrhundert neben der Aachener Wallfahrt zur Ausbildung regelmäßiger Heiltumsweisungen an verschiedenen Orten geführt hat. Die Kontextuierung in den historischen Rahmen, beispielsweise mit Ausführungen zur Prager Stadterweiterung, zur Analogiebildung und partiellen Verschmelzung der Reichsinsignien mit dem böhmischen Kronschatz sowie den Heiltümern des Prager Kathedrale, zeigen den ambitionierten Horizont dieser Untersuchung, die weit mehr als nur die Weisungen selbst in den Blick nimmt. Aus anderen Quellen und doch durch den Karlskult mit den Reichsinsignien verbunden, speist sich die anschließend behandelte Aachener Heiltumsfahrt, die, seit 1312 sicher bezeugt, die älteste und wohl wichtigste Wallfahrt im Reich gewesen ist. Hier kann der Autor durch eine Differenzierung zwischen dem Kirchweihfest und dem Reliquienfest mehr Klarheit in die Entstehungsgeschichte bringen.

Von Aachen empfangen die Weisungen u. a. in Kornelimünster, Maastricht, St. Maximin in Trier und Köln Impulse, wobei schon bei Maastricht deutlich wird, daß das Problemfeld der Reliquienausstellung weit über die hier behandelten spätmittelalterlichen Weisungen hinausgeht. In Maastricht beschränkte man sich (wie in Aachen und Bamberg) insbesondere auf das Zeigen von Textilreliquien, die erst sekundär durch eine Servatiusbüste einen krönenden Abschluß bekamen. Die anderen, wichtigsten Reliquien des Stifts wurden jedoch nicht gewiesen. Sie standen insbesondere an den Patronatsfesten im Mittelpunkt des Interesses, an denen sie innerhalb der Kirche ausgestellt und verehrt wurden, was die Arbeit unbesprochen läßt.

Die Komplexität der Reliquienverehrung wird auch an Köln deutlich, wenn die Heilige Stadt, deren Reliquienschatz im Reich ohne Vergleich war, mit einer eher bescheidenen Weisung ausschließlich der Domreliquien ab 1398 scheinbar im Fahrwasser von Aachen zu fassen ist. Daß dahinter eine höchst komplexe Genese steckt, zeigt der Autor auf der Basis der älteren Kölner Forschung. So stand am Beginn die städtische, von den Stiften getragene Planung einer (weiteren) jährlichen Reliquienprozession, die im Gegensatz zu den bisherigen Prozessionen die Dominanz des Domes und

damit des 1288 aus der Stadt vertriebenen Erzbischofs zugunsten der anderen Heiligen in der Stadt abzuschwächen suchte, indem die wichtigsten Domreliquien nicht einbezogen werden sollten. Erst nach innerstädtischen Umbrüchen, bei denen die patrizische Stadtführung durch die Zünfte ersetzt wurde, wurde der Plan durch Einbezug des Domes erst erheblich modifiziert und dann schließlich ganz aufgegeben. Übrig blieb nur die Gegenreaktion des Erzbischofs mit der demonstrativen Weisung der Domreliquien an der erzbischöflichen Gerichtsstätte, durch die er seine ideelle Stadthoheit und Verfügungsgewalt über das Kölner Heil zu manifestieren suchte.

Diese Beispiele zeigen die Komplexität der Entstehung nahezu jeder Weisung aus einem spezifischen historischen Kontext heraus, der nicht selten durch Herrschaftskonflikte bzw. den Ausbau von Residenzen bestimmt war. Daneben wird der breite, sehr spezifische Hintergrund der zumindest in den alten Instituten meist viel älteren Reliquienverehrungen in Prozessionen, Aussetzungen usw. deutlich, vor dem die auf die spätmittelalterlichen Weisungen konzentrierten Einzeldarstellungen in dem Buch immer zu oberflächlich bleiben müssen. Zudem sind in diesem Bereich des Buches auch die empfindlichsten Lücken in der jüngeren Literatur zu finden.

Das Ziel dieses Teils ist jedoch die Zusammenstellung der wichtigsten Weisungen, die außer nach den Weisungsorten der Reichskleinodien (Prag, Nürnberg) und Aachen nach Bischofskirchen (Magdeburg, Köln, Bamberg, Würzburg, Augsburg, Regensburg, Wien), Stifts- und Klosterkirchen (Andechs, Düsseldorf, St. Georgenberg, Wittenberg, Halle), Pfarrkirchen (Hall in Tirol, Düren) sowie dem besonders komplexen Fall von Trier geordnet sind. Dort fanden mehrere Weisungen an St. Maximin, St. Matthias und dem Dom statt. Damit ist der Kreis aller größeren Weisungen erfaßt und eine solide sowie angemessen prominente Basis für eine systematische Betrachtung gegeben.

Dieser systematische Teil bietet in Kapitel IV (S. 512–680) eine Geschichte der Weisungen von den früh- und hochmittelalterlichen Translationen, aus denen der Autor die regelmäßigen Weisungen entstehen sieht, über die sich an Aachen und die Weisungen der Reichsinsignien anschließende Gründungswelle um 1350. Die anschließende Ausbreitung der Heiltumsweisungen ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund der lokalen Nachfeiern der römischen Jubiläen – v. a. des von 1390 – zu sehen, die in den Gründungen vom letzten Drittel des 15. Jahrhunderts bis 1520 einen Abschluß finden. Deutlich zeigt sich dabei die Bedeutung der Ablassprivilegien und insbesondere der *ad instar*-Ablässe, die Motoren und gerade bei den jüngeren Weisungen oft überhaupt erst der Anfang der Wallfahrten gewesen sind. Ihnen geht aber eine Geschichte der meist einmaligen Reliquienweisungen insbesondere im Kontext von Translationen und Elevationen voraus, die auf solider Quellenbasis in größerer Dichte schon seit der Jahrtausendwende greifbar ist und mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts zu den regelmäßigen Weisungen führte, für deren Entstehung Frankreich und der Erwerb der Passionsreliquien für die Sainte-Chapelle nicht unwichtig gewesen zu sein scheinen. Aus ihren prozessionalen Formen leitete sich denn auch der Ritus der Weisungen her. Abgeschlossen wird der umfangreiche Abschnitt mit Überlegungen zum offenbar engen Bezug zwischen Weisung und Herrschaft bzw. Residenzbildung.

Das nächste Kapitel V (S. 681–809) geht den Formen und dem Aufbau der Reliquienweisungen selbst nach und kann hier – trotz seiner Wichtigkeit für das Buch – aufgrund der primär liturgiewissenschaftlichen Fragestellung etwas zurückgestellt werden, zumal leider die oft neu geschaffenen Reliquiare, in denen die Reliquien gewiesen wurden, kaum angesprochen werden. Näher an den kunsthistorischen Debatten liegt wieder Kapitel VI (S. 810–907), in dem es um die kulturellen und mentalen Aspekte der Weisungen geht. Hier wird noch einmal betont, daß sie weniger aus einem vermeintlich „gotischen Schaubedürfnis“ im Sinne einer „Schaudevotion“ heraus entstanden sind. Mit Abschnitten zur Herausbildung wundertätiger Bilder an den Beispielen der *Vera Ikon* und der *Arma Christi* betritt der Autor dezidiert kunsthistorisches Terrain und zeigt sich dort stark von Hans Belting beeinflusst. Dabei gelingt ihm ein lesenswerter Überblick zu den beiden Bildtraditionen, der in kunsthistorischer Literatur so nicht oft zu finden ist und auch durch die umfassende Untersuchung von Gerhard Wolf zur *Vera Ikon* (Schleier und Spiegel; München 2002) nicht überflüssig wird. Kühne stellt diese Abschnitte unter die Überschrift der „Ab-laßmedien“ und zeigt damit noch einmal die große Bedeutung, die er dem Ab-lafwesen für das gesamte Thema zumißt.

Die Parallelisierung der *Vera Ikon* mit Reliquien offenbart das hinter der Arbeit stehende Reliquienverständnis Kühnes, der hier in erster Linie „ikonische Zeichen“ sieht, durch die „die Anteilhabe an ‚jenseitigen Gütern‘ vermittelt wurde“ (S. 813). Daß dies kaum mittelalterlich gedacht ist, dürfte ihm klar sein, und es ist sehr fraglich, ob man mit einer solchen, nicht unmodischen Reduktion von Reliquien auf Zeichenhaftigkeit, die dem protestantischen Eucharistieverständnis auffallend nahesteht, die Frömmigkeit des Mittelalters historisch angemessen fassen kann. Gerade die in den Quellen offenbar nur vereinzelt überlieferte Öffnung von Ostensorien im Zuge der Weisungen (S. 776 ff.), die sich dank Türmechanismen an den Reliquiaren als weitverbreitet erschließen lassen, sind damit nicht befriedigend erklärbar. Wenn darüber hinaus der Frage nachgegangen wird, ob die Heiltumsweisungen ein magisches Ritual seien (S. 810–832), die zeitgenössische Reliquientheologie jedoch kaum Erwähnung findet, entsteht ein etwas schiefes Bild.

Das kann den Gesamteindruck der materialreichen und anregenden Untersuchung, von der man kaum glauben mag, daß es sich um eine Dissertation handelt, jedoch nur am Rande trüben. Direkter fallen da schon Satz- und Rechtschreibfehler auf, die zeigen, daß auch renommierte Verlage wie De Gruyter offenbar keinen Lektor mehr gegenlesen lassen. Der Einsparung von Kosten ist dann wohl auch ein Register zum Opfer gefallen, das durch das nahezu unlesbar gesetzte, sechseitige Inhaltsverzeichnis auch nicht erübrigt wird. So wird man immer wieder zur Suche mit großem Aufwand gezwungen sein, wenn man das Buch wissenschaftlich nutzen will. Und das wird aufgrund des umfassenden Materials jeder wollen, der dieses Thema auch nur am Rande berührt.

KLAUS GEREON BEUCKERS
Institut für Kunstgeschichte
Universität Stuttgart